

Berliner Tageblatt

erschint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Ausgabe erscheint.



Abonnements-Preis

Das Berliner Tageblatt nach dem üblichen Maßstab „D.R.G.“, bei dem die Zeitung...

Berliner Tageblatt.

Nr. 201.

Berlin, Freitag, den 22. April 1887.

XVI. Jahrgang.

Die Kirchenvorlage in Abgeordnetenhaus.

(Erster Tag.)

Obwohl die gestern im Abgeordnetenhaus begonnene Beratung der Kirchenvorlage die Freiheitsverhandlungen mit der Kurie zum Abschluss bringen soll, hatte doch fast Niemand mehr von dieser Beratung besondere Hoffnungen und Erwartungen erwartet.

Diesem Interesse ist denn auch durch den Verkauf der geführten Debatten entsprochen worden; ja es gab einzelne Momente, in denen die allerdings nicht allzu hoch gespannten Erwartungen übertraffen wurden. Dazu rechnen wir freilich nicht die einleitende Rede des Abgeordneten Gneist, der lediglich einen abgeklärten Nachtrag zu seinen älteren Kulturkampfreden bot und, wie Windthorst sich ausdrückte, das Bedürfnis befriedigte, wieder einmal in das früher so oft benutzte Arsenal zurückzugreifen.

Von der Rede, die der Centrumsführer sich auferlegen mußte, stand dann um so scharfer die Offenheit und Freimüthigkeit ab, mit der der Abgeordnete Richter als Vorsitzender einer vollkommen unabhängigen Partei den eigentlichen Charakter, die eigentlichen Gründe und Ziele der neuesten Kirchenpolitischen Aktion bloßlegte.

aus dem Rückzuge, den sie im Kirchenkampfe antreite, noch möglichst viele parteilastische und politische Vorbehalte in ihrem Sinne herauszuschlagen. Wie das Befähigungsrecht auf kommunales Gebiet, so könne auch das Einpruchsrecht auf kirchlichem Gebiete für die Pflege des Strebertums und des Zerfalls dienstbar gemacht werden, und wenn der Reichstag in der Herrenhaus vom Einpruchsrechte ziemlich gleichgültig gesprochen, so müsse man sich daran erinnern, daß die Sprache der Diplomatie nur dazu da sein soll, dasjenige zu verbergen, was man eigentlich meine.

Der tatsächliche Zweck dieser ganzen Aktion und des Einpruchsrechts in der vorliegenden Formulierung geht somit nach Richter dahin, dem Centrum, dem man in der Front nicht bekommen konnte, in den Rücken zu fallen, es lahm zu legen und zu zerbrechen, um dann um so leichter mit der freisinnigen Opposition, deren Wiedererwähnung der Kanzler nach seinen eigenen Erklärungen im Herrenhause fürchtet, fertig werden zu können.

Das diese schonungslose Beledung der heutigen Kirchenpolitik auf der rechten Seite angenehmen Empfindungen erregen konnte, war natürlich; aber die Zischlaute, mit denen der Chor der Landräthe den Verkauf der Listen zu überreden suchte, konnten die vielen treffenden Ausführungen der Richterlichen Rede doch nicht entkräften.

Sichtlich erregt, erhob sich Fürst Bismarck, um die Wirkung der soeben gehaltenen Rede zunächst dadurch abzuschwächen, daß er Richter vorwarf, er sei päpstlicher als der Papst und als das Centrum, dem er als Lehmann diene. Einen eigenthümlichen Widerspruch hierzu bildete es, als Fürst Bismarck fast unmittelbar darauf Richters Angriff auf den ausländischen Papst und dessen Einmischung in unsere innere Angelegenheiten, abwehrte. Der Papst ist, wie der Kanzler uns belehrte in den Augen der deutschen Staatsliste kein Ausländer, und er ist es folglich auch nicht in den Augen des Ministers eines paritätischen Staates. Das

war wirklich eine fankelngeheure Entdeckung, eine Heberrafung, auf die man selbst noch allem Vorangehenden vor der geführten Sitzung nicht gefaßt sein konnte.

Beniger neu waren die Vorlegungen des Reichskanzlers über seine frühere Haltung im Kirchenkampfe, den er bekanntlich „nur widerwillig und auf Veranlassung des Centrums, aber ohne irgend welche tiefere Absicht geführt haben will.“ Neu war dagegen wieder das Kompliment, das dem Centrum für seine parteilastische, einen übertriebenen Unitarismus hemmende Richtung zu Theil wurde — ein Kompliment freilich, das des ironischen Beigeschmacks nicht entbehre und mit Beirertheit aufgenommen wurde.

Am Schlusse seiner Rede wandte Fürst Bismarck sich an die ihm befreundeten Parteien. Die Konserwativen forderte er auf, der Vorlage zuzustimmen, ohne die Gelegenheit zur Erweiterung dermännlichen Vorbehalte für die evangelische Kirche auszubedenken. Dem bekannten hochkirchlichen Bestrebungen der Herren v. Hammerstein, v. Gieseler-Megow und Gieseler wurde bei diesem Anlaß eine vollkommen Abfage erteilt. Aber auch die Nationalliberalen sollen für die Vorlage stimmen, damit nicht der Verdacht entstehe, ihre ablehnende Haltung werde insgeheim vom Kanzler genützt und geübt. Sogar mit seinem Rücktritt aus dem preussischen Staatsdienste und mit seinem Rückzug auf die Rettung der auswärtigen Geschäfte im Reich glaubte Fürst Bismarck drohen zu müssen, um seine Freunde zur Darbringung dieses neuen Intellekt-Opfers anzuspornen.

Die Nationalliberalen haben sich verweigert und an sogen es vorläufig vor, zu schweigen. Dagegen ging, nachdem der konservative Graf Schwerin sich für die Vorlage ausgesprochen, Bismarck derselben scharf zu Leibe, indem er die politischen und tatsächlichen Ausführungen Richters vom Standpunkte des ernsthaften und ethischen Kulturkämpfers aus ergründete. Er erinnerte den Kanzler an seine früheren gewaltigen Kulturkampfreden, die man doch nicht auf einen bloßen Scheinkampf hin habe deuten können. Diese fortwährenden Wandlungen, Seiten- und Rückbewegungen mitzumachen, könne man der freisinnigen Partei nicht zumuthen, die es ablehne, die Verantwortlichkeit für die Vorlage und ihre Folgen mit zu übernehmen.

Nochmals nahm Fürst Bismarck das Wort, um den ihm zur Last gelegten Mangel an Konsequenz, als staatsmännlich geboten, in ein möglichst freundliches Licht zu stellen und seine optimistische Auffassung von den Wirkungen des Freiheitsgesetzes näher darzulegen. Neue Reibungen und Bemerkungen befüchtete er nicht; sollten sie dennoch entstehen, so werde man sie in Frieden bezulegen suchen. Das ist freilich ein sehr hoffnungsvoller Standpunkt, der die ganze neuere Kirchenpolitik charakterisiert, der aber

Unverstandene Frauen.

Novelle

[21. Fortsetzung.]

Carl Marckenburg.

Erstochen blühten Fanny und der Tenorist auf. Mitten im See fahen sie einen umgestülpten Kahn treiben, an welchem sich die beiden Kleinen angeklammert hatten, die am Steuer Schiff und Ruder geführt hatten, arme Dindler, welche das Schiff in der großen Stadt verkauft. Sie hatten in einer Einbildung den Kahn erbeutet.

Er gehörte einem der Schiffer in dem nahe gelegenen Orte. Die Kinder hatten das kleine Fahrzeug losgelöst und waren nach der Mitte des Sees gerudert, wo die Winde sehr dicht standen. Dabei hatten sie sich an einer Seite weit über den Rand des Rahms gebeugt, das Fahrzeug schlug um und die Kinder stürzten in das Wasser, wo Wasserlöcher anstehend.

„Um Gotteswillen, Rettung,“ rief Frau Fanny, bleich vor Schrecken, „Hilfe, die Kinder ertrinken.“

„Das fürchte ich auch,“ sagte der Tenorist, indem er seinen Kneimer aufsetzte.

„Hilfe, Hilfe!“ schrie mit schneller Stimme der Knabe. Frau Fanny rang verzweifelt die Hände.

„Mein Gott, mein Gott, keine Rettung,“ rief sie, sich nach allen Seiten umsehend, „wenn nur ein Boot da wäre.“

„Ich sehe keine,“ bemerkte der Tenorist, mit den Händen das Ufer abtastend.

Ein neues klägliches Hilfschreien des Knaben drang über das Wasser.

„Mein Gott, die Kinder ertrinken,“ rief Frau Fanny in an Wahnsinn grenzender Angst, „und nirgend, nirgend Hilfe.“

„Ich will nach dem Wirthshaus,“ fiel der Säger ein. „Das dauert zu lange,“ jammerte Fanny. „Aber sagen Sie mir nicht, daß Sie ein guter Schwimmer sind? O, reiten Sie die Kinder. Es ist nicht weit bis da hinüber. Sie bringen zuerst

das kleine Mädchen. Ich reiche Ihnen vom Ufer aus die Hand. Helfen Sie, helfen Sie.“

Der Tenorist sah die junge Frau verflücht an. „Sie meinen,“ stotterte er endlich, „ich soll ins Wasser springen?“

„Sie sollen zwei Menschenleben retten,“ drängte Fanny. „Und dabei selbst zu Grunde gehen?“ antwortete er empört. „Sie können aber doch schwimmen.“

„Ja, im Flusshab bei wenig Grad Wärme. Aber jetzt im Monat November... Es wäre der reine Selbstmord. Und meine Stimme! Im besten Fall trüge ich einen schändlichen Natarich davon, der Monate lang dauern kann.“

Aber Sie retten zwei Menschenleben,“ bat und weinte Fanny, in ein kramphartes Schluchzen ausbrechend.

„Und warum nicht hohes O. Ich danke! Ich muß mich der Kunst erhalten. Ueberläßt die armen Leute hier haben ohnehin reichen Kinderlegen. Sie werden sich nicht den Kopf abbrechen über den Verlust.“

Es kramte purpurroth über Fanny's Gesicht. „Das ist abentheuerlich, herlos, was Sie da sagen,“ schreuberte sie dem beklagten Säger ins Gesicht. Da hörte sie Stimmen in der Nähe. Sie wandte sich um. Zwei Männer, die weit unten am See aus ihrer Gondel geliehen und das Ufer aufwärts gegangen waren, hatten das Ansehensreich der Kinder und die Hilflosigkeit der jungen Frau gehört.

„O, meine Herren, Sie schickt der liebe Gott, helfen Sie,“ rief Fanny den ersten der Männer, der einen langen Vorkorb trug, an. „Es war die höchste Zeit. Der Knabe hielt sich nur noch mit äußerster Anstrengung an dem Rand des umgestülpten Rahms fest, während die Hände des kleinen Mädchens in demselben Augenblick, in welchem die beiden Männer am Ufer erschienen, den Ruder losließen. Das Kind fuhr sofort unter.“

„Dortbin, Albert,“ rief der Ältere, „hol Du das Mädchen. Ich nehme den Jungen.“

„Herr Weber, Sie sind es?“ rief Fanny. „Er reite ihr zu und bringe in den See.“

Frau Fanny verfolgte in achselloser Spannung die Bewegungen der beiden Männer. Ihren Begleiter hatte sie ganz verlassen. Albert Weber hatte die schwierige Aufgabe, das kleine Mädchen herauszuholen. Er mußte zweimal untertauchen, endlich gelang es ihm, das Kind zu fassen, zu gleicher Zeit hatte auch Nöhler den Knaben am Kahn erreicht. Der lange Darmring ließ den Jungen auf seinen Händen stehen und schwamm mit ihm dem Lande zu, wo Fanny laut weinend der Aufregung und Freude die beiden Freunde erwartete.

„Ach, gnädige Frau!“ rief Weber der jungen Frau zu, „helfen Sie mir, die arme Kleine da wieder ins Leben zurückzurufen.“

„Jugendlich stieg auch Nöhler ans Land. „Dann weiter,“ sagte er, „das war ein kaltes Bad, huh,“ und er schüttelte sich, „ein paar Gläser Cognac werden darnach wohl thun. Ach, gnädige Frau, Sie verstehen das besser, als unser Einer,“ wandte er sich an Frau Fanny, mit einer Handbewegung auf den zitternden, barfuß Knaben und das leblose Kind deutend.

„Gewiß,“ versicherte sie eifrig, „ich esse voran ins Wirthshaus. Die Kleinen müssen zu Bett gebracht werden.“ Und sie lag auf den Gehsteig zu, alarmirte das ganze Haus, verschwendete alle Worte, Geld, Schmeicheleien. Die Kinder wurden in die Betten gebracht, und es gelang auch das kleine Mädchen durch Wärmen und Wärme ins Leben zurückzurufen.

Den Knaben hatten trockene Kleider, ein Zeller heiße Suppe und ein Glas Wein reich wieder hergestellt. Frau Fanny war glücklich, selig, wie sie es noch nie gewesen. Sie sprach eben mit dem Wirth in der Gaststube über den armseligen Broderwerb der Kinder, der sie solchen Gefahren aussetzte, als Herr Weber und sein Freund Nöhler in das Zimmer traten. Fanny brach in ein großes Lachen aus. Die leicht bemittelte junge Frau verwarf über dem dralligen Anblick der beiden Freunde den eben erlitten, erschütternden Austritt am See. Weber und Nöhler hatten, weil ihre kleinen Kleider getrocknet wurden, sich ein paar Anzüge von den Kleibern des Hauses gekauft, die ihnen aber viel zu kurz und zu eng waren. „Ich fühle mich wie ein africanischer Häuptling, den ein ham-

gen der beiden Männer. Ihren Begleiter hatte sie ganz verlassen. Albert Weber hatte die schwierige Aufgabe, das kleine Mädchen herauszuholen. Er mußte zweimal untertauchen, endlich gelang es ihm, das Kind zu fassen, zu gleicher Zeit hatte auch Nöhler den Knaben am Kahn erreicht. Der lange Darmring ließ den Jungen auf seinen Händen stehen und schwamm mit ihm dem Lande zu, wo Fanny laut weinend der Aufregung und Freude die beiden Freunde erwartete.

„Ach, gnädige Frau!“ rief Weber der jungen Frau zu, „helfen Sie mir, die arme Kleine da wieder ins Leben zurückzurufen.“

„Jugendlich stieg auch Nöhler ans Land. „Dann weiter,“ sagte er, „das war ein kaltes Bad, huh,“ und er schüttelte sich, „ein paar Gläser Cognac werden darnach wohl thun. Ach, gnädige Frau, Sie verstehen das besser, als unser Einer,“ wandte er sich an Frau Fanny, mit einer Handbewegung auf den zitternden, barfuß Knaben und das leblose Kind deutend.

„Gewiß,“ versicherte sie eifrig, „ich esse voran ins Wirthshaus. Die Kleinen müssen zu Bett gebracht werden.“ Und sie lag auf den Gehsteig zu, alarmirte das ganze Haus, verschwendete alle Worte, Geld, Schmeicheleien. Die Kinder wurden in die Betten gebracht, und es gelang auch das kleine Mädchen durch Wärmen und Wärme ins Leben zurückzurufen.

Den Knaben hatten trockene Kleider, ein Zeller heiße Suppe und ein Glas Wein reich wieder hergestellt. Frau Fanny war glücklich, selig, wie sie es noch nie gewesen. Sie sprach eben mit dem Wirth in der Gaststube über den armseligen Broderwerb der Kinder, der sie solchen Gefahren aussetzte, als Herr Weber und sein Freund Nöhler in das Zimmer traten. Fanny brach in ein großes Lachen aus. Die leicht bemittelte junge Frau verwarf über dem dralligen Anblick der beiden Freunde den eben erlitten, erschütternden Austritt am See.

Weber und Nöhler hatten, weil ihre kleinen Kleider getrocknet wurden, sich ein paar Anzüge von den Kleibern des Hauses gekauft, die ihnen aber viel zu kurz und zu eng waren. „Ich fühle mich wie ein africanischer Häuptling, den ein ham-